

Noch ist einiges zu tun bis zur Eröffnung. Erst einige wenige Fotos hängen an der Wand. Der Rest steht gut verpackt und vorsortiert bereit: Meryl Streep, Roger Federer und Emma Watson. Donald Trump, Mike Tyson und Jogi Löw. Wie stille Geister schauen sie jeden an, der durch die Galerie schreitet. Ihr Blick ist klar, beinahe fordernd. Die Aura der Fotos ist eindringlich, unmittelbar, aber keineswegs aufdringlich. Fast spürt man in den Gesichtern die Neugierde, mehr über den Betrachter zu erfahren.

Aufgenommen hat diese Bilder Martin Schoeller. Die Fotos sind Teil seines Langzeitprojekts „Close Up“, für das er seit Mitte der 1990er-Jahre mehrere Tausend Leute porträtiert hat und das längst auch auf dem Fotokunstmarkt ein Thema ist. Das Konzept der Serie ist ambivalent. Einerseits will Schoeller alle Porträtierten – egal ob Staatspräsident oder Obdachloser – gleich darstellen; andererseits werden durch die stets identische Perspektive und Lichtführung die Unterschiede deutlich. „Letztlich steht vor allem die Ähnlichkeit heraus“, sagt Schoeller, während wir vor einem riesigen Porträt von Emma Watson sitzen. „Wir neigen dazu, uns selbst sehr wichtig zu nehmen. Erfolgreiche Leute oft umso mehr. Wenn man die Person auf ihr Gesicht reduziert, das Umfeld weglässt und vielleicht gar nicht weiß, um wen es sich handelt, werden wir uns alle sehr ähnlich. Gleichzeitig möchte ich eine gewisse Schwäche, Unsicherheit und Verletzbarkeit einfangen und zeigen, dass wir mehr gemeinsam haben, als man zunächst denkt.“

**IHREN URSPRUNG FAND DIE SERIE** in einem Projekt des berühmten Fotografenehepaars Bernd und Hilla Becher. Seit Ende der 50er fotografierten sie Dutzende Wassertürme in Europa und den USA. Ihr Stil: vergleichbar, nüchtern, ohne offensichtliche künstlerische Interpretation. Und genau deswegen ein Gesamtkunstwerk. „Die Idee ist so simpel, aber beeindruckend: Du hast die gleiche Struktur, die überall auf der Welt die gleiche Funktion erfüllt und aus verschiedenen Jahrzehnten stammt. Hier wird alles zum Vergleich angeboten“, sagt Schoeller.

Diese systematische, fast schon wissenschaftliche Herangehensweise beeindruckt den Jungfotografen. Irgendwann kommt der Gedanke: Das muss doch auch mit Menschen möglich sein. 1995 begann er, damals bereits in New York, seine Freunde auf diese Art zu fotografieren. Ungeschminkt, neutraler, fast schon strenger Gesichtsausdruck, direkter Blick in die Kamera. Mehrere Dutzend Aufnahmen macht er mit einer Großformatkamera. Doch niemand will die Fotos drucken. Vergleicht man die frühen Bilder mit jenen von heute, wirken sie tatsächlich kühl und dinghaft. So, als hätte Schoeller nicht einen Menschen, sondern ein Objekt abgelichtet.

Um seinen Porträts mehr Leben einzuhauchen, experimentiert Schoeller mit dem Licht und lockert seine Arbeitsweise. Bislang hatte er penibel ausgemessen, wie hoch die Kamera auf dem Stativ stand (zwei Zentimeter unterhalb der Augenlinie des Porträtierten) und wie weit das Objekt von den Augen seines Gegenübers entfernt war (63,5 Zentimeter). Sein Ansatz ist nun weniger wissenschaftlich, aber weiterhin systematisch. Als Beleuchtung nutzt er nach wie vor acht mannshohe Neonröhren. Die werden sonst an Filmsets eingesetzt, kreieren ein besonders weiches Licht und lassen insbesondere die Augen der Personen strahlen.

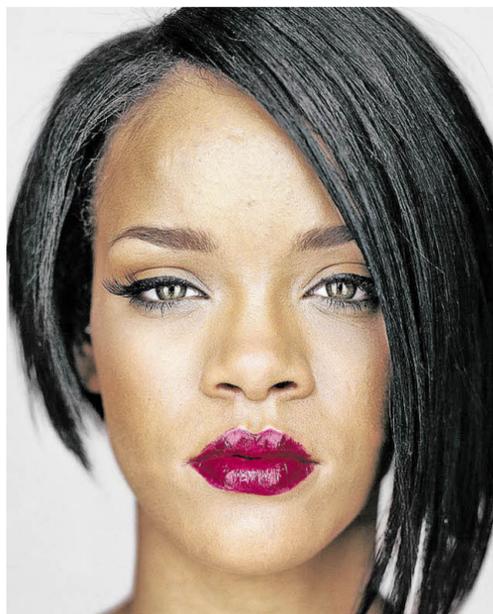
1998 dann der Durchbruch. Das britische Magazin Time Out beauftragt Schoeller, die Schauspielerin Vanessa Redgrave zu fotografieren. Zehn Minuten hat er für den Pressetermin im Hotelzimmer. Das muss reichen für ein Close-up und die Auftragsfotos. Es klappt. Und die Magazinwelt ist begeistert. „Es war die Zeit von Fotografielegenden wie David LaChapelle und Annie Leibovitz“, erzählt Schoeller. „Die stehen bis heute für exorbitante Produktionen mit gigantischem Aufwand. Vielleicht waren meine schlichten Porträts ein willkommener Gegengewicht“, erzählt Schoeller.

**INZWISCHEN HAT ER WEIT MEHR ALS 3000 Close-ups** für seine Serie fotografiert. Künstler, Schauspieler, Politiker, Sportler, Wirtschaftsleute. Aber auch Obdachlose oder Indianer aus Südamerika. Auch wegen seines unverwechselbaren Stils ist er im Auftrag renommierter Publikationen wie The New Yorker, Forbes, National Geographic oder das Time Magazine unterwegs.

Dabei war Schoellers Weg an die Weltspitze der Fotografie keinesfalls ein Selbstläufer. Geboren am 12. April 1968 in München, aufgewachsen in Frankfurt am Main, verbrachte er seine Kindheit in einem intellektuellen Haushalt. Die Mutter Bibliothekarin, der Vater Journalist und Literaturkritiker. Fotografie spielte keine Rolle. Auch bei Schoeller selbst war sie zunächst verpönt.



Bono, 2017



Rihanna, 2007

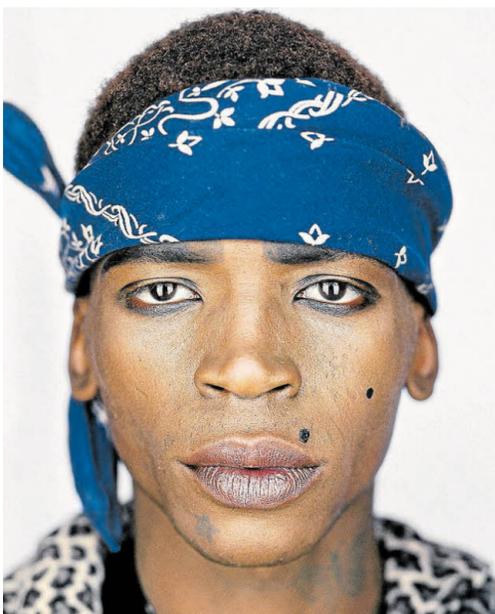
## Von Angesicht zu Angesicht

Martin Schoeller zählt zu den besten Porträtfotografen der Welt. In Berlin, wo einst seine Karriere begann, wird er nun mit einer Werkschau geehrt

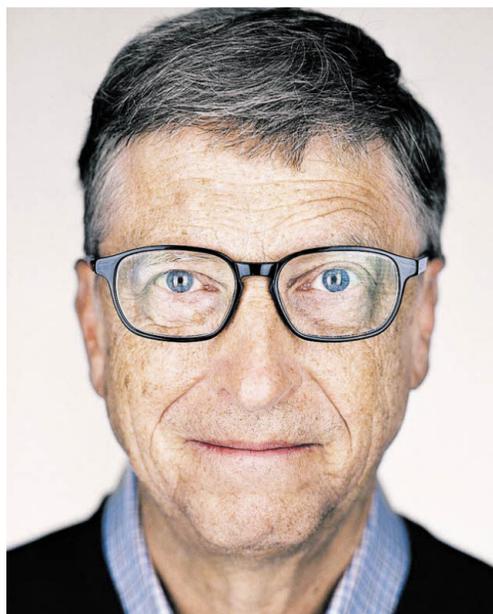
Von Florian Sturm



Martin Schoeller, selbst nicht im Close-up. MARTIN SCHOELLER (7)



Antoine Perry, 2017



Bill Gates, 2016



Udo Lindenberg, 2012



Karlie Kloss, 2017

Während seiner Jugend organisiert Schoeller immer wieder heimlich Partys in den Kellerräumen der Kirche. „Und wenn die Stimmung langsam gut wurde, kamen plötzlich diese Mitschüler mit ihren Kameras aus der Deckung und wollten spektakuläre Aufnahmen. Das hatte für mich immer etwas Voyeuristisches“, sagt Schoeller heute.

Später arbeitet er mit Leuten mit Behinderung, als ihm ein Freund empfiehlt, sich mit ihm in Berlin am Lette-Verein für Fotografie zu bewerben. Trotz der riesigen Konkurrenz, die dort auf ihn wartet, stellt er eine Mappe zusammen. Schoeller wird genommen, der Freund nicht. „Damals hatte ich erstmals das Gefühl, das gefunden zu haben, was mich beruflich ausfüllen könnte“, erinnert sich der heute 50-Jährige.

**MIT DEM ABSCHLUSS IN DER TASCH** zieht es Schoeller nach Hamburg. Dort assistiert er dem renommierten Werbefotografen Uwe Duettmann – der ihn nach nur drei Monaten vor die Tür setzt. „Ich kam frisch aus der Fotoschule. Manchmal hatten wir zwei Jobs an einem Tag, er arbeitete viel mit Spezialausrüstung, alles mit Großformatkamera und riesigen Stativen. Ich war der einzige Assistent und völlig überwältigt“, sagt er.

Schoeller, das wird auch während des Interviews in Berlin-Mitte deutlich, ist niemand, der sich groß beirren lässt auf seinem Weg. Erst wenn alle Optionen ausgeschöpft sind, kommt Plan B ins Spiel. Bei ihm hat das keineswegs den Hauch von Arroganz oder Naivität, ist eher ein gesundes Maß an Optimismus. Nach dem Aus bei Duettmann will es Schoeller Mitte der 1990er in New York probieren. Wenn schon assistieren, dann den ganz Großen. Drei Monate später ist er zurück in Deutschland. Ohne Geld, ohne Job. Kurz darauf versucht er es erneut – und bekommt eine Assistentenstelle bei Annie Leibovitz, der wohl berühmtesten Porträtfotografin unserer Zeit.

**DREI JAHRE LANG LERNT ER BEI IHR**, arbeitet sich hoch vom dritten zum ersten Assistenten, erlebt Coversessions, deren Produktion 200 000 Dollar kostet und leitet selbst ein Team mit über 20 Leuten. 1996 macht er sich schließlich selbstständig – und muss erst mal wieder kleine Brötchen backen. „Eine Weile habe ich von fünf Dollar am Tag gelebt“, sagt Schoeller. Morgens ein Bagel, mittags und abends ein Stück Pizza und in der Dunkelkammer eine Dose Budweiser.

Dann der Durchbruch mit dem Redgrave-Foto. Die Magazin-Welt wird auf ihn aufmerksam. The New Yorker – das wohl prestigeträchtigste Magazin des Big Apple – gibt ihm einen ersten Job. Dann einen zweiten. Kurz darauf wird er als Hausfotograf des Blattes fest angestellt, als Nachfolger von Richard Avedon. Und darf künftig die Schönen und Einflusserreichen fotografieren. Zwar primär für einen Auftrag, aber ein Porträt für Schoellers private Serie ist fast immer drin. Der einzige Prominente, den Schoeller bislang abseits eines Jobs für seine Serie fotografierte, ist Harry Belafonte. Jahrelang schreibt er ihm immer wieder Mails und bittet darum, ihn für seine Serie zu fotografieren. „Letzten Januar hat es endlich geklappt“, sagt er stolz.

Für seine Porträts bleiben Schoeller meist nur wenige Minuten. Und sein Gegenüber ist fast immer Medienprofi. Wie schafft er es trotzdem, sich diesen Zugang zu erarbeiten? Oft ist der unverhohlene Ansatz des Deutschen ein wichtiges Element. Im Idealfall kann er Neugierde und Spaß bei Leuten wecken, die zum x-ten Mal fotografiert werden. Skateboard-Legende Tony Hawk lässt er mit seinem Brett vom heimischen Küchentisch springen, zum Termin mit Bill Clinton schmuggelt er einen Golfschläger ins Oval Office, und das Video einer Session mit Donald Trump, einem leicht gereizten Adler und einer stark ramponierten Fönfrisur wurde bei Youtube inzwischen millionenfach geklickt.

**MIT MUSIK WILL ER DIE LEUTE ABLENKEN**, sie in ein Gespräch verwickeln und so diese besonderen Zwischenmomente einfangen. Augenblicke, in denen man gedanklich ganz woanders ist, nicht im Hier und Jetzt. In denen Schauspieler vielleicht nicht alle ihre Gesichtsmuskeln bewusst kontrollieren. Meist hat er damit Erfolg, doch manche Porträts sind schwerer zu bekommen als andere: „Als ich George Clooney das erste Mal fotografierte, unterhielten wir uns, es lief Musik, und ich hatte das Gefühl, er würde ganz ernst, entspannt und neutral schauen. Später sah ich mir die Kontaktabzüge an, und es wirkte, als würde er eine Mimik nach der anderen durchspielen. Es gab kein einziges Bild, das mir gefiel. Beim zweiten Treffen gelang mir dann ein Porträt, bei dem ich das Gefühl hatte, er würde nicht schauspielern.“

Martin Schoellers Werkschau „Close“ läuft bis zum 17. November in der CWC Gallery, Auguststraße 11-13, 10117 Berlin). [www.camerawork.de](http://www.camerawork.de)